

Verbundkatalog Kalliope

In: Der Wiener Tag. 30.5.1937, S. 19.

Ein Don Quixote des Theaters.

Mann, Klaus

1937-05-30

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

schonste, um es dem Vater um den Hals zu legen, und der neigte in gut gespielter Demut das obere Haupt, wie das in solchen Fällen üblich ist...

„Hä!“ Das war eine unscheinbare, kleine gelbe Kasse, die so rief. Sie stand auf dem Dach eines Schuppens, der nicht mehr zur Ausstellung gehörte, und war eine ganz gewöhnliche, zwar sauber, aber ärmlich gekleidete Witwenstube; gar nichts Besonderes. Der Vater Seid aber hob jählich den Kopf, ließ die Augen Funken sprühen, die Schnurrbartspitzen zittern und schritt hinweg. Er schlich nicht fort, er sprang nicht davon, er schritt hinweg. Mit edler Selbstverständlichkeit, lautlos auf dem Dach hinauf, zu der kleinen gelben Kasse. Auf dem Dachstuhl kühle er sie kauft von Nase zu Nase und dann stiegen beide auf der anderen Seite des Daches hinwärts.

Der Vater Herrin schämte sich, die Preisrichter schämten sich, und einer sagte: „Aber die Medaille hätte er doch wenigstens

mitnehmen können!“ Nur der oberste der Preisrichter, ein kugel, alter Mann, meinte: „Ja, ja, die Stimme des Blutes...“ Das war aber nicht so ernst zu nehmen, das hatte er irgendwo im Kino aufgeschminkt.

Frühjahrskostüm

Jacke 5 27—
Schoß 5 15—

Matzner

Kohlmezzerg. 8
Rothenturmstr. 64
Mariahilferstr. 64

Ein Don Quixote des Theaters

Von Klaus Mann.

In einer Riesenstadt wie New York verkommen die Individualitäten? Es gibt dort keine Kränze, keine Originale mehr — nur noch den alten Standardtypus, den uniformierten Menschen gleichsam, den Skatellenschen, den Großstadtbesitzer ohne eigenes Gesicht. — Aber es stimmt ja nicht! Vielmehr steht New York — diese Stadt der Städte, diese Weltstadt par excellence — vielmehr steht es doch, wozu man immer schaut, voll Wertwürdigkeiten. Freilich, schauen muß man können...

Sehr merkwürdig und sogar recht wunderbar zum Beispiel, ist ein kleines Theater, in das jeder Zutritt hat, ohne das Geringste zahlen zu müssen: es ist ein Geistes-Theater, das sonderbare Privatunternehmen eines eigenjüngigen Künstlers. Nein, es handelt sich da um seinen schönsten Reklametrakt — wie unser gewisses Militärwesen zunächst annehmen möchte. Wir haben es hier zu tun mit dem übrigens ziemlich großartigen und imposanten Spektakel eines fantastischen Komödianten und Idealisten. Der idealistische Komödiant heißt Mr. Davenport. Er will um jeden Preis Theater spielen, und zwar in guten Stücken. Seine Ansicht geht dahin, daß die großen Häuser am Broadway künstlerisch und moralisch total heruntergekommen sind und ihm nicht mehr den geeigneten Rahmen für seine anspruchsvollen Leistungen bieten. Deshalb hat er sein eigenes kleines Schauspielhaus ausgemacht — es heißt „Davenport Theatre“, und in seinem Programm steht zu lesen: „Das Davenport Theatre ist das einzige Schauspielhaus in New York, das Stücke folgender Autoren zeigt: Shakespeare, Molière, Büfner, Victor Hugo, Balzac, Dumas, Camille Maupassant, Schopenhauer, Wilde, Sheridan, Dickens, De Banville, Breiz, Jerome, Davenport, Erdmann, Chatterton.“ Es ist eine etwas farbige Zusammenstellung; aber immerhin läßt sie auf geistigen Ehrgeiz schließen — ein Ehrgeiz, der bei den übrigen theatralischen Unternehmungen der Kapitale in der Tat immer seltener zu finden ist.

Das kleine Theater liegt abseits, aber doch noch in anständiger Gegend. Abseits ist es ein reichendes Haus, von sehr vornehmen, altmodischen Stil, etwa an das Schauspielhaus in einem kleinen, konservativen Vadeo erinnert. Im Foyer hängen viele große, gerahmte Photographien, den Künstler Davenport in mancherlei Kostümen darstellend: Mr. Davenport als Hamlet, unter finsternen Frauen auf den Totenschädel schauend, den er elegant balanciert; Mr. Davenport als Romeo — eine Aufnahme, die gewiß zwanzig Jahre alt ist —, oder in einem Gesellschaftsstaub, das vor fünfzehn Jahren modern war: groß aufgemacht, im schwarzen Frack und mit hohem steifen Hut. Ein Rundgang durch dieses reichgeschmückte Foyer bringt einen in die erwartungsvolle Stimmung. Roll der schönsten Hoffnungen — und ohne einen Centime bezahlen zu müssen — betritt man das Parkett.

Es ist nur spärlich besetzt — das große Publikum scheint lieber für 20 Cents in ein Kino zu gehen, als unentgeltlich in das einzige Theater, wo die Werke von Victor Hugo Davenport aufgeführt werden. Im Ballon führt sich eine Bande von jungen Leuten recht lärmend auf: sie betrachten — es ist nur zu deutlich — die ganze Angelegenheit als einen Witz und harmlos-narrischen Spaß —; denn wie könnte denn — so denken sie sich wohl — eine Sache seriös sein, mit der niemand Geld verdienen will? Abseits wird diesen Angelegenen das Rad schon noch vergehen — wie wir bald mit Genauigkeit feststellen werden.

An diesem Abend wird nichts von Molière oder von Dickens gegeben; vielmehr eine verstaubte Posse aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. „David Garrick“, des Tom

Robertson. Im Mittelpunkt der ausgegrabenen Fosse steht der große englische Schauspieler — der von Mr. Davenport persönlich dargestellt wird —, und um ihn herum bedrängt sich manches an Tolligen, Schelmischen, Dämonen und Verliebtem. Die Aufführung ist — um es denn mit einer gewissen Betrübnisheit auszusprechen — durchaus dilettantisch; in keiner europäischen Provinzstadt dürfte sie sich öffentlich sehen lassen.

Die abgetretenen Lustspieltypen des dicken und eigenjüngigen, im Grunde aber gutmütigen Vaters, der schwächend sentimentalischen Tochter und eines ewig besoffenen Freiers, den die Tochter heiraten soll, aber nicht mag, da sie ja den Schauspieler Garrick liebt: in der ungeschickten und übertriebenen Darstellung durch das Davenport-Ensemble wirken sie als alberne Parodien. Am meisten Beifall bei der Galerie findet der trunksüchtige Bräutigam: ein Clown, der in grotesken Stellungen über die Szene taumelt, die Bühne flucht und nicht spricht, sondern lallt und röchelt. Gerade im Gegenfall zu dieser höchst abgekehrten Figur, kommt der alte Anstand des Mr. Davenport eindrucksvoll zur Geltung. Sein Verhalten ist kein, spöttisch, referiert, etwas leidend, wo er weiß sich vor Überlegenheit kaum zu fassen, während er den Trunkenbold das schmerzliche Mädchen wegnimmt und gleich auch noch das Herz des rauhen und biedereren Vaters dazu gewinnt — Mr. Davenport hat ganz die Welt und das fast unerschöpfliche Wiener Spiel des alternden Bonaparte aus der Provinz. Indessen deckt er sich feinstens in jeder Hinsicht mit diesen Typus — wie sich gleich herausstellen wird.

Denn Mr. Davenport's „große Szene“, sein eigentlich entscheidender Auftritt liegt gar

nicht im End; vielmehr im Zwischenakt, in der Pause — da er plötzlich, in einer Art von römischer Loge, vor den Vorhang tritt und zu reden anhebt. Diese Zwischenakt-Ansprache nun ist der wahre Sinn des Abends, um ihnwollen ist er veranstaltet, um sie halten zu können, läßt Mr. Davenport die Leute mit seinen Gratiskarten ins Theater. Denn nun steht er da, in der Loge, und spricht von den Dingen, die ihm das Herz bewegen. Er spricht vom Theater, und wie jammernd es um diese Institution steht — er spricht ausführlich, wirr und witzig, leidenschaftlich und faustisch. Am „Broadway“ läßt er kein gutes Haar, und ist ein großer Feind und Widersacher, und der Komödiant wird zum parteiischen Anführer, da er nun seine Vorwürfe gegen den entgeistigten Geschäftsbetrieb der großen Bühnen in den Saal ruft und sie mit anekdotischen Beispielen zornig belegt. „Die Dichtung wird vernachlässigt!“ ruft er aus, und redt grimmig die Arme im weichen Holtenwurf seiner Loge. „Die Ausstattung, der Apparat übermachtet alles! Man will mir noch Gesetze machen — und man macht nicht einmal die. Wissen wir denn nicht, wie es finanziell um den Broadway steht? Mit seinen Finanzen ist es fast so schlimm bestellt, wie mit meinem Geist...“

Hier läßt er ein schüelles Nicken hören, und es ist eben dieses Nicken, das ich nie vergessen werde: ein schüelles Nicken, zornig und böse und viel jammervoller als ein Weinen...

Er spricht noch lange, und er legt die Bedeutung seines eigenen Unternehmens auseinander. „Ein unabhängiges, ein wohlhabendes freies Theater!“ erklärt er — und unterbricht sich immer wieder durch schüelles Nicken und gedrehte Gesten —. „Ein Theater, das dem Geiste und der Dichtung dient!“ Hier lassen sich Gelächter und höhnische Zwischenrufe vom Ballon hören: den jungen Leuten dort oben dauert die lehrhafte Ansprache zu lange. Mr. Davenport scheint zunächst von den Fliegeln — die er wohl gewöhnlich sehr mag — hochmütig keine Notiz zu nehmen. Da sie sich aber wiederholen, zeigt er den Armen ein drohendes Gesicht und fährt sie an mit finsterner Stimme. „Aber dort drohen!“ ruft — plötzlich sehr einschüchternd anzusehen — Dr. Davenport. „Der ich für meinen Kampf um ein neues Theater nicht interessiert, der mag gehen! Der Weg aus diesem Hause hinaus ist ebenso frei wie der Eingang!“ Das pöbelhafte Raden verstummt; die Ruben auf der Galerie ducken beschämt die Köpfe.

Sollen wir uns schämen müssen wie sie? — Seht, Mr. Davenport hat nun wirklich einen flammenden Blick; mit Empase spricht er weiter über die notwendige Erneuerung der Schauspielbühne, über die Schließigkeit des kapitalistischen Kunstbetriebes, über seine eigene — ach, so ungenügende — Bemühung. Mit geradem Arm erklärt er seiner kleinen Gemeinde, daß man ihn nächstens als Richard III. auf diesen Brettern werde sehen können — und dann werde der „Broadway“ sich vielleicht endlich darüber belehren lassen, was wahre Kunst ist.